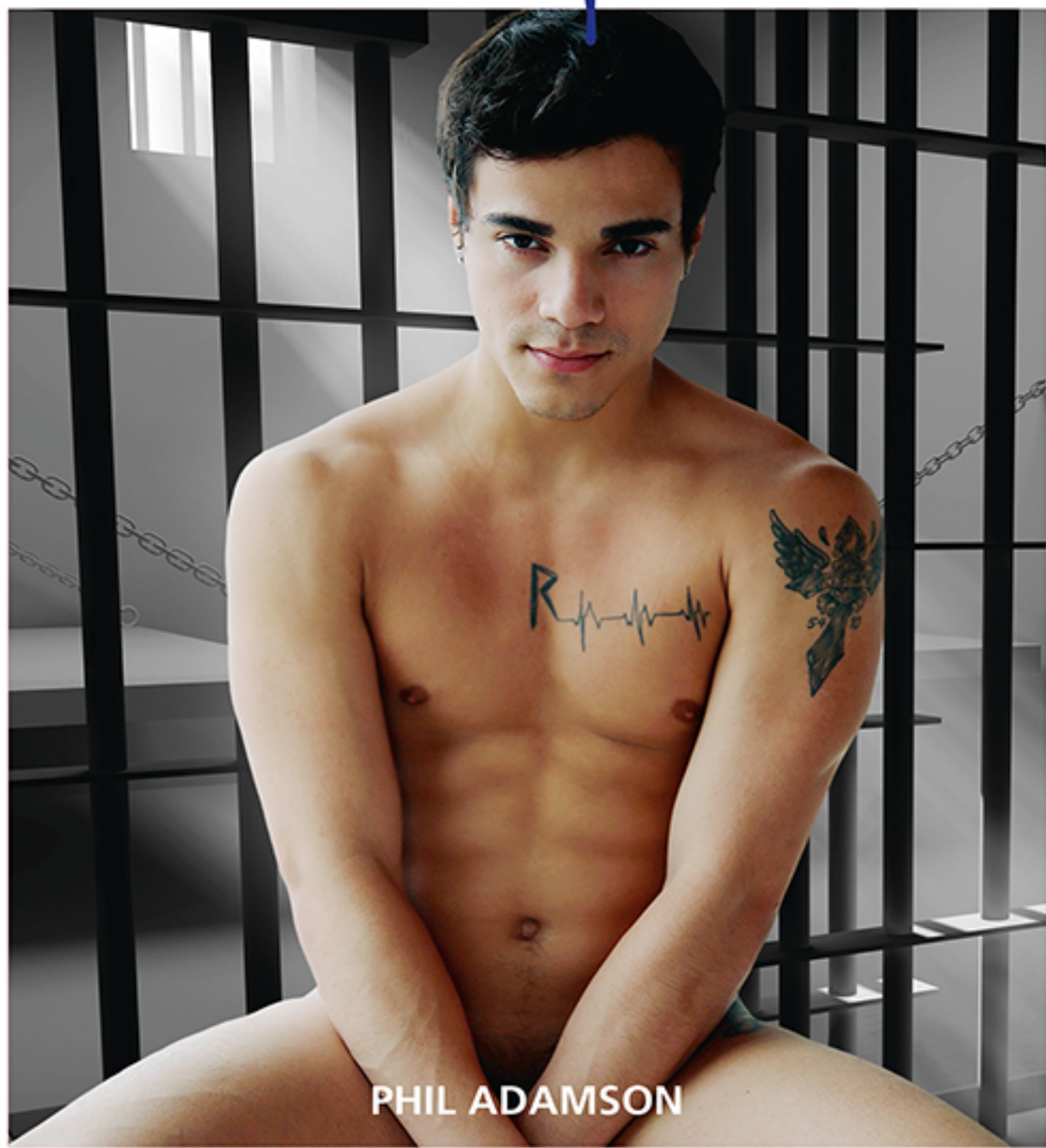


Loveboys 138



PHIL ADAMSON

HARTE BURSCHEN EINGELOCHT

Bruno Gmünder

Loveboy 138

HARTE BURSCHEN EINGELOCHT

PHIL ADAMSON

Bruno Gmünder

*Die in diesem Buch geschilderten
Handlungen sind fiktiv.
Im verantwortungsbewussten
sexuellen Umgang miteinander gelten
nach wie vor die Safer-Sex-Regeln.*

Inhalt

Dirk wird eingelocht

Aljoscha schmeckt der Neue

Dirk dreht am Rad

Kenan steckt mit drin

Dirk kann auch anders

Kenan nutzt die Gunst der Löcher

Aljoschas Dienst – am Mann und an der Sache

Dirk wird's zu blond

Kenan im Feindesloch

Dirks fußfeste Ablenkung

Aljoscha wird ganz schön rangenommen

Dirks Gitter-Flitterwochen

Über dieses Buch

Impressum

Buchtipps

Dirk wird eingelocht

Schweigend stiegen wir aus dem gepanzerten Fahrzeug. Mit mir zusammen waren wir zehn Neuzugänge. Beklommen sah ich mich um: Mauern, vergitterte Fenster, Eisentüren.

»Der erste Tag ist der schlimmste«, meinte Benno zu mir. Er musste es wissen, hatte er mir doch auf der mehrstündigen Fahrt erzählt, dass er – im Gegenteil zu mir – bereits zum wiederholten Mal einsaß.

»Aber du kannst auf alle Fälle froh sein, dass du nicht mit irgendwelchen alten Böcken im Knast bist. Bei deinem Aussehen«, fügte er hinzu.

»Wie meinst du das?«, fragte ich, hatte aber schon so eine Ahnung, worauf er anspielte.

»Na, du wärst doch Freiwild für die ausgehungerten Kerle. Ich glaub nicht, dass dein Arsch lange sicher wäre.« Benno grinste, aber in seinen Augen zeigte sich keine Spur von Fröhlichkeit. Vielmehr wirkte sein Blick düster.

»Warst du schon mal im richtigen Knast?«, fragte ich neugierig. Immerhin war Benno schon einundzwanzig, und ab achtzehn lag es im Ermessen des Richters, ob man noch dem Jugendstrafvollzug unterlag.

Benno schnalzte verächtlich mit der Zunge. »Alter, das hier *ist* der richtige Knast«, erklärte er trocken. »Nur dass die Knastis alle unter fünfundzwanzig sind. Deshalb sind sie nicht weniger gefährlich«, meinte er noch, bevor wir unterbrochen wurden.

»Hört mit dem Gequatsche auf«, brüllte der uniformierte Beamte und schubste uns in Richtung Eingang.

Personenkontrolle, das stundenlange Warten allein in einer verdreckten Zugangszelle und den anschließenden Papierkram in der sogenannten »Vollzugsgeschäftsstelle« ließ ich stoisch über mich ergehen. Selbst beim nackt Ausziehen in der Kammer, als jeder Millimeter meiner Sachen mit quälender Langsamkeit gefilzt wurde, schaffte ich es, die Nerven zu behalten. Meine Kleidungsstücke und ein paar wenige Dinge bekam ich

zurück. Schließlich wurde ich von zwei Uniformtypen durch mehrere Sicherheitsschleusen in den Wohntrakt gebracht. Es dauerte ewig, bis wir über lange Gänge und etliche Treppen an der Tür ankamen, hinter der ich die nächsten vierundzwanzig Monate verbringen sollte. Zwei ganze Jahre! Bloß weil ich in einer Kneipe aufgegriffen worden war. Mit einem Joint in der Tasche. Damit hatte ich gegen meine Bewährungsaufgaben verstoßen und war fällig. Scheiße!

Ich war überrascht, beim ersten Blick in die Zelle einen Kerl zu entdecken, der lang gestreckt auf der hinteren Pritsche lag. Er musterte mich kurz, bevor er sich wieder in sein Buch vertiefte. Hinter mir hörte ich, wie die Tür zugeknallt und verschlossen wurde. Ich war mit dem Fremden allein.

Obwohl es als Straferschwerung angesehen wurde, in eine Einzelzelle gesperrt zu werden, hatte ich mich danach gesehnt, endlich meine Ruhe zu haben. Ich bemühte mich zwar, das zu verbergen, aber mein maximaler Stresslevel war mehr als erreicht. Immerhin hatte ich in den letzten Tagen, seit meine Inhaftierung beschlossene Sache war, alle möglichen Szenen und Prozeduren ertragen müssen.

Ziemlich überfordert von der Situation jetzt, stand ich einfach nur da, völlig blutleer im Hirn. Erst nach einer Weile registrierte ich, dass der andere mit mir sprach.

»Kapiert?«, fragte er mich. Keine Ahnung, was er von mir wollte; ich nickte einfach, um meine Ruhe zu haben. Irgendwie wirkte der Kerl nicht besonders Furcht einflößend, obwohl ich ihn kaum wahrgenommen hatte.

Ich schleppte mich zur freien Pritsche, gleich rechts neben der Tür, und legte mich lang, das Gesicht zur Wand. Ich ahnte noch nicht, dass der unscheinbare Typ und ich einmal gute Freunde werden würden.

Die laute Klingel, die Essenszeit bedeutete, weckte mich. Seit gestern Abend hatte ich nichts gegessen, bemerkte deutlich die Leere in meinem Magen und ärgerte mich darüber, so abhängig von meinen körperlichen Bedürfnissen zu sein. Am liebsten hätte ich mir die Decke über den Kopf gezogen und weitergeschlafen. Mein Zellengenosse stand auf, ging zu seinem Spind und kramte geräuschvoll darin herum, knallte die Tür schließlich zu.

»Los, beeil dich«, sagte er. »Vor morgen früh gibt's nichts mehr zu futtern.«

Ein gemeinsamer Speisesaal, das wusste ich, war eine große Ausnahme, selbst in modernen Gefängnissen. Meistens mussten die Insassen ihr Essen in den Zellen entgegennehmen und verspeisen. Im Moment wäre mir das viel lieber gewesen. Es kostete mich ziemliche Anstrengung, mich hochzurappeln, aber es war sicher klüger, bei Kräften zu bleiben. Zum ersten Mal sah ich mir den Kerl an, mit dem ich die nächste Zeit wohl oder übel hier drin auskommen musste.

Er war klein, fast zierlich, mit dunklem, dünnem Fusselhaar auf dem Kopf und einem Hauch von Bartflaum an Kinn und Oberlippe. Den Duft des Weichspülers, der in seinen Sportklamotten hing, konnte ich bis hierher riechen.

»Wie heißt du noch mal?«, fragte ich ihn.

Er sah mich mit einem traurigen Hundeblick an, bevor er sich zur Tür drehte, die gerade geöffnet wurde. »Marco«, verstand ich.

Die Tür ging auf, und ein Uniformierter ließ uns auf den Flur treten. Dort wimmelte es von Häftlingen und Vollzugsbeamten, die alle in eine Richtung eilten. Wir schlossen uns schweigend der Prozession an, die Treppen hinunter, wieder ein Gang, eine Gittertür, bis wir im Speisesaal ankamen. Auf dem Weg hatte ich mich kaum getraut, den Blick zu heben, aber ich spürte, wie ich ab und an von Mithäftlingen gemustert wurde.

Der kleine Marco wurde unwillkürlich mein Lotse. Nachdem wir unser Tablett beladen hatten, folgte ich ihm einfach zu seinem Tisch und setzte mich neben ihn. Der Platz war anscheinend frei, und keiner der anderen Jungs hatte was dagegen. Jedenfalls meckerte keiner. Eine nette Begrüßung gab es allerdings auch nicht. Also stopften wir schweigsam den Fraß in uns hinein, einen seltsamen Eintopfschlam, der wenigstens satt machen würde.

Anschließend hatten wir die Wahl zwischen Aufenthalt im Fernsehraum oder Einschluss in die Zelle. Marco wollte seine Lieblingsserie sehen, darum beschloss ich, die Gelegenheit zu nutzen, endlich eine Weile allein zu sein und ließ mich in die Zelle bringen.

Doch kaum war ich drin, überfiel mich ein Gefühl von Einsamkeit. Ich entdeckte Marcos Radio auf dem Tisch, stellte es an und war froh, die

Stimme des Moderators zwischen den Musiktiteln zu hören. Ein wenig motivierter begann ich, den Inhalt meiner Tasche in meinen Spind einzuräumen. Die Beschäftigung tat mir gut.

Es wurde bereits dunkel. Ich trat zu dem kleinen Fenster und blickte hinaus. Eine breite, geteerte Straße, vollkommen trist und öde, eine Mauer mit Stacheldraht, bestimmt drei Meter hoch, dahinter ein Grasstreifen, ein Zaun und gleich dahinter eine Doppelmauer, noch höher als die erste, mit Wachhäuschen in gleichmäßigen Abständen. Erst hinter dieser letzten Mauer war die Außenwelt, die sich in deutlicher Distanz in Form einer Wohnsiedlung erahnen ließ.

Gleichzeitig mit den Laternen, die sich draußen an der Mauer entlang aufrehten, flammten die Neonröhren an der Zellendecke auf. Trotz dieses Zeichens von Fremdbestimmung besserte sich meine Laune zusehends. Ich widmete mich wieder dem Einräumen meiner Habseligkeiten und sumnte dabei sogar die Lieder aus dem Radio mit, die ich kannte.

Erst nach einer geraumen Zeit wurde Marco zurückgebracht. Er lächelte mir kurz zu, schüchtern, beinahe ängstlich. Ich zeigte mich ein wenig umgänglicher, um keine Spannung aufkommen zu lassen, und lächelte zurück.

»Der Sound könnte besser sein, aber wenigstens haben wir Musik in dem Puff«, versuchte ich, ein Gespräch in Gang zu bekommen. Marco wirkte sichtlich erleichtert darüber, dass ich mein dumpfes Brüten aufgegeben hatte. Zunächst noch vorsichtig, doch bald recht lebhaft, erzählte er von seinen musikalischen Vorlieben. Ich lachte, als er sich als Country-Fan outete und mir von seinem Lieblings-Saloon in der Vorstadt berichtete. Mit dieser Szene hatte ich bisher keine Berührungspunkte gehabt. Pfeil und Bogen und alte Schießgewehre an den Wänden, Typen mit Cowboyhüten und jeden Abend eine Liveband. Das klang zwar alles abgefahren, aber auch nett.

Mitten in unserer Unterhaltung ging plötzlich das Licht wieder aus. Marco zuckte zusammen.

»Daran werde ich mich nie gewöhnen«, meinte er als Entschuldigung für seine Reaktion.

»Kann ich verstehen«, sagte ich leichthin und knipste die kleine Tischlampe an, die uns immerhin noch als Lichtquelle zur Verfügung stand. Obwohl es erst neun war, wollten wir uns bald hinhauen. Marco zog sein

Shirt aus und absolvierte eine Art Katzenwäsche, inklusive Zähneputzen. Der Anblick seines glatten, schmächtigen Oberkörpers überraschte mich. Bisher, mit den weiten Sportklamotten, war mir das gar nicht aufgefallen, aber nun, als er so halbnackt vor dem winzigen Waschbecken stand, wirkte er wie ein kleiner Junge, nicht wie ein eingebuchteter Krimineller. Plötzlich interessierte es mich, wie er hierher gekommen war, doch jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt. Ich war viel zu müde, putzte mir selbst nur kurz die Zähne, zog mir die Hosen aus und legte mich auf die Pritsche. Scheiße, war die schmal! Bei einer falschen Bewegung im Schlaf würde ich garantiert rausfallen.

Trotz meiner Müdigkeit konnte ich nicht einschlafen und starrte in der Dunkelheit Löcher in die Decke. Ich lauschte auf Marcos Atemzüge. Auch er schien unruhig.

»Dirk?«, hörte ich seine leise Stimme.

»Hmm?«, brummte ich.

»Ich weiß, das klingt jetzt komisch, aber hättest du was dagegen, wenn ich mich zu dir lege? Bloß für 'ne Weile, ganz kurz.«

Die Frage traf mich völlig aus dem Off. »Was?«, hakte ich verwirrt nach.

»Keine Angst«, flüsterte Marco hastig, als ob uns jemand hören könnte, »ich bin nicht schwul oder so was. Nur so. Würde mir einfach guttun.«

Ich konnte mir ein Lachen nicht verkneifen. Der Junge hatte Nerven! »Und was, wenn ich schwul bin?«, gab ich trocken zurück. Jetzt war es an Marco zu lachen.

»Hör auf«, tat er meine Bemerkung ab, »du doch nicht.« Und dann, als ob er mein Einverständnis erhalten hätte, kam er zu mir und schob sich einfach neben mich auf die Pritsche.

Mit einer solchen Wendung hatte ich nicht gerechnet, aber irgendwie rührte mich die Art, wie er so unverhohlen seine Schwächen bloßlegte. Das kindliche Vertrauen, mit dem er sich zu mir legte, bedurfte keiner Erklärung, war einfach nur die Sehnsucht nach Schutz, Liebe, Körperlichkeit und dem ganzen Kram, den die Menschen nun mal brauchen. Also ließ ich ihn gewähren. Ich drehte mich zur Seite, machte mich so dünn wie möglich und atmete an die Wand, spürte sein Herz an meinem Rücken schlagen, und schon bald darauf war der Kerl eingeschlafen. Ich musste unwillkürlich schmunzeln. So hatte ich mir meine erste Nacht im Knast nicht vorgestellt. Ich fühlte mich besser, als ich

gehofft hatte. Wie ein Schlangenmensch stahl ich mich vorsichtig von Marcos Körper weg und schob mich langsam nach unten, bis meine Füße den Boden erreichten. Der Junge schlief wie ein Baby. Ich deckte ihn zu und legte mich rüber auf sein Bett, wo auch ich ziemlich schnell wegdoste.

Während der nächsten Tage versuchte ich, mein Knastleben zu organisieren. Ich stellte Anträge auf die Zustellung einiger Sachen. Papier zum Briefeschreiben gehörte auch dazu. An die unzeitgemäße Form der Kommunikation würde ich mich erst gewöhnen müssen. Aber ich hatte auch vor, ein Tagebuch zu führen. Benno, den ich im Speisesaal wiedersah, gab mir den Tipp. Er meinte, es würde mir helfen, die Zeit nicht als ganz so sinnlos zu empfinden. Arbeiten musste ich allerdings auch. Das war nicht schlecht, vor allem weil es die Kasse ein bisschen aufbesserte. Auf Anraten von Marco beantragte ich, zum Dienst in der Schreinerei eingeteilt zu werden. Dort wurde das Gefängnis mobiliar repariert und zum Teil auch neu gebaut, aber auch kleinere Stücke zum Verkauf produziert, Vogelhäuschen und Hundehütten zum Beispiel.

»Außerdem sind die Arbeitszeiten erträglich«, erklärte Marco. »Beim Küchendienst oder den Schichten in der Backstube musst du mitten in der Nacht ran. Da schufteten die Türken. Die meisten in der Schreinerwerkstatt sind Deutsche.«

Nutzung des Fitnessraums, Teilnahme an einer der Spiel- oder Sportgruppen, einfach alles musste per Antrag genehmigt werden. Am meisten freute sich Marco darüber, dass ich mir auch ein Fernsehgerät für unsere Zelle leisten wollte. Das kostete einen Euro pro Tag Leihgebühr, und man durfte auch hier nur ausgewählte Sendungen sehen, zu denen das Gerät freigeschaltet wurde, aber immerhin. Ein Euro entsprach dem Stundenlohn in der Schreinerei und war deshalb eine Menge Geld. Überhaupt kostete alles, was man wollte, viel mehr als draußen. Lebensmittel, Zigaretten, Papier, Duschgel, für jede Kleinigkeit mussten Apothekenpreise bezahlt werden, doch wir hatten keine andere Wahl.

Ich hielt die Augen offen und studierte den Alltag im Gefängnis. Da ich bisher noch nicht arbeitete, blieb der sehr überschaubar. Fünf Uhr dreißig Frühstück, zehn Uhr dreißig eine Stunde Hofgang, Mittagessen, Abendessen. Dazwischen immer wieder Einschluss in die Zelle oder Arbeit

in den verschiedenen Stationen, der letzte Einschluss nach der Freizeitstunde im Fernsehsaal oder in der Sporthalle, also gegen acht. Die Abende und Nächte waren lang.

»Normalerweise gibt's natürlich auch Umschluss nach dem Abendessen, sogar bis neun«, klärte Marco mich auf. Während der Umschlusszeiten konnte man sich mit einem anderen Häftling in dessen Zelle einschließen lassen, oder auch zu mehreren. Den Antrag dafür hatte ich zwar gestellt – auch ein Tipp von Benno –, aber bisher noch keine Genehmigung erhalten. Zurzeit war der Umschluss generell aufgehoben. Es hatte einen Zwischenfall gegeben, bei dem einer der Insassen tot aufgefunden worden war, doch Näheres erfuhr ich nicht.

Ich hätte sowieso nicht gewusst, mit wem ich hätte Zeit verbringen wollen.

Der Hofgang war ein merkwürdiges Ritual. Marco erklärte mir, dass die Insassen im Gebäude nach ethnischen Gruppen untergebracht wurden. In unserem Stockwerk waren fast ausnahmslos Deutsche. In anderen waren Türken und Araber, Polen oder Russen untergebracht. Auch beim Hofgang wurde darauf geachtet, dass jedes Stockwerk in einen separaten Hof geführt wurde, streng getrennt von den anderen Gruppierungen. Da ich draußen auch türkische und polnische Kumpels hatte, wunderte mich das.

»Nur auf dem Sportplatz sind manchmal alle zusammen«, erfuhr ich von Marco. »Es gibt zu oft Ärger«, meinte er noch.

Trotzdem gab es beim Ein- und Ausschleusen in die verschiedenen, kleinen Höfe Gelegenheit, sich zumindest optisch zu beschnuppern. Ehrlich gesagt waren die Deutschen bis auf ein paar Ausnahmen nicht mein Fall. Ich steh nicht so auf aufgepumpte Steroidbolzen mit jeder Menge Tatoos und Vakuum in der Birne. Aber unter den Türken und den anderen gab es einige Leckerbissen, die meine Eier schwer werden ließen. Ein hübscher Russe zwinkerte mir sogar im Vorbeigehen zu. Ich drehte mich nach ihm um, und er blickte tatsächlich ebenfalls zurück, mit einem frechen Grinsen, grabschte sich sogar mit den Händen, die in den Taschen seiner Jogginghose vergraben waren, an den Schwanz.

»Was hast du denn«, fragte Marco, als er meinen Gesichtsausdruck sah. Lächelnd schüttelte ich den Kopf. »Nichts.« Wir gingen weiter.

Die folgenden drei Tage wiederholte sich das kurze Geplänkel mit dem jungen Russen beim Hofgang. Die leicht schräg geschnittenen dunklen Augen verliehen seinem Blick etwas Geheimnisvolles, aber auch eine gewisse Schwermut, und das widersprach dem Ausdruck seines ansonsten eher schelmischen Gesichtes. Das Kerlchen schien stets zu lächeln, eine angenehme Abwechslung zu den grimmigen Mienen der anderen Insassen. Jedes Mal, wenn wir zurück ins Gebäude geschleust wurden, einmal auch überraschend beim Hinausgehen, kreuzten sich unsere Wege, und jedes Mal flirtete er mich unverhohlen an. Keiner bemerkte es offenbar, selbst Marco ging mit keiner Bemerkung darauf ein, obwohl er doch wie üblich an meiner Seite war.

Während der leeren Stunden bis zum nächsten Hofgang kreisten meine Gedanken immer öfter um den Russen, von dem ich noch nicht mal den Namen wusste. Ich konnte es kaum abwarten, bis ich ihn wieder sehen würde. Nachts, allein im Bett – denn Marco beließ es bei der einmaligen Aktion am ersten Abend – stellte ich mir vor, wie es wäre, die Haut des Jungen zu berühren, seinen breiten, sinnlichen Mund zu küssen, seine dunklen Haare zu streicheln ... Die Spuren meiner Fantasien beseitigte ich einigermaßen diskret, obwohl es zwischen Marco und mir kaum Geheimnisse gab. Schließlich stand das Klo völlig frei in der Ecke, und auch das Waschen am Waschbecken fand vor den Augen des anderen statt, selbst wenn wir nicht direkt hinsahen.

Auch am nächsten Tag fieberte ich dem Hofgang entgegen, aber schon vor der üblichen Zeit wurde ich aus der Zelle geholt. Zwei Uniformtypen brachten mich in die Schreinerei, wo der Aufseher wegen meines Arbeitsdiensts mit mir sprechen wollte. Mann, war ich angepisst! Es kostete mich Mühe, den Fragen des Aufsehers zu folgen und die richtigen Antworten zu geben. Ob ich bereits Kenntnisse hätte, handwerklich was draufhätte und so. Aber schließlich war es vorbei. Der Hofgang allerdings auch.

Zurück in der Zelle war Marco ganz aufgeregt. Der junge Russe hatte ihn angesprochen, wie er mir berichtete.

›Freund krank?‹, hatte er Marco im Vorbeigehen gefragt.

›Wieso interessiert sich der Kerl für dich?‹, wollte Marco wissen.

›Kennst du den? Woher?‹